

Schafott/Über den grünen Klee

ÜBER EIN SENSATIÖNCHEN

Der Aufbau-Verlag bringt Hans Falladas Erfolgsroman „Kleiner Mann – was nun?“ in der Manuskriptfassung heraus. Liegt jetzt ein völlig anderes Buch vor?

Als Hans Falladas Roman *Kleiner Mann – was nun?* im Juni 1932 als Buch herauskam, war der Autor im Literaturbetrieb kein Unbekannter mehr. Allerdings hatte es einige Anläufe gebraucht, bis er sich mit seinem dritten Roman, *Bauern, Bonzen, Bomben*, der 1931 erschienen war, einen Namen machen konnte. Der ein Jahr später erschienene Roman *Kleiner Mann – was nun?*, der den Abstieg eines Angestellten mitsamt junger Familie in den Krisenjahren der späten Weimarer Republik ins Elend zeigen sollte, machte Fallada zum Erfolgsautor. Gut anderthalb Jahre nach der Erstausgabe lag die Auflage des Buches bei 80.000 Exemplaren. Zahlreiche Zeitungen hatten das Buch nachgedruckt, etwa 20 Lizenzen waren ins Ausland verkauft, die Filmrechte waren vergeben, Rundfunk- und Theateradaptationen waren auf den Weg gebracht worden. Der wirtschaftliche Niedergang des Rowohlt-Verlags, der in die Insolvenz geraten war, konnte durch diesen Erfolg gestoppt werden. Falladas Roman war eine Sensation, ein gelungenes Experiment, wenn man Siegfried Kracauers Essay zur Produktion von Bestsellern folgen darf.

Und wengleich die Sensation sich bereits im Vorgängerprojekt angekündigt haben mag, sind die Bedingungen, unter denen Falladas Roman entstand, dennoch erstaunlich.

Im Jahr 1930 war Fallada aus der norddeutschen Provinz nach Berlin gekommen, um dort für Rowohlt in der Rezensionenabteilung zu arbeiten. Das Ziel war, dem begabten Autor und dessen junger Familie ein gesichertes Auskommen zu verschaffen und Freiraum genug, an seinen Romanprojekten zu arbeiten. 1931 jedoch geriet der Rowohlt-Verlag aufgrund des Zusammenbruchs der Danat-Bank in wirtschaftliche Schwierigkeiten, konnte

sich aber durch ein Investment der Ullstein-Brüder daraus wieder befreien. Alle Mitarbeiter wurden entlassen, um sie in der neugegründeten Firma – nunmehr eine GmbH und keine KGaA mehr – zu geringeren Gehältern einzustellen.

Fallada weigerte sich, beklagte die Außenstände beim Verlag, der ihm noch Honorar schuldete, und vereinbarte stattdessen einen monatlichen Vorschuss auf ein Romanprojekt, das gleich mehrere Arbeitstitel trug: „Der kleine Mann“, „Der Pumm“ und „Pinneberg und sein Murkel“. Als Abgabetermin schlug er Ende März 1932 vor, mit der Niederschrift begann er aber erst im Oktober 1931. In etwas mehr als vier Monaten schrieb Fallada mithin einen Erfolgsroman, auf dessen Bedeutung nicht zuletzt die Soziologen Max Horkheimer und Theodor W. Adorno in der *Dialektik der Aufklärung* 1944 hinweisen sollten.

Bereits Mitte Februar 1932 beendete Fallada die Niederschrift, was durch die Datierung der Manuskriptblätter, die in einer feinen, etwas zitterigen deutschen Kurrentschrift beschrieben sind, nachweisbar ist. Bereits im April 1932 begann die Vossische Zeitung mit dem Vorabdruck des Romans, der begeisterte Reaktionen hervorrief und der im Juni 1932 abgeschlossen wurde.

Zwischen der Fertigstellung des Manuskripts und dem ersten Druck vergingen also nur zwei und bis zum fertigen Buch nur vier Monate, in denen nicht nur das Manuskript abgetippt, sondern auch eine druckfertige Fassung erstellt werden musste. Lektorat und Produktion mussten also unter Hochdruck arbeiten, nicht zuletzt weil man von einem Text, der in einer derart kurzen Zeit niedergeschrieben wird, kaum erwarten kann, dass er nicht überarbeitungsbedürftig wäre.

Fallada selbst hat dies insofern eingeräumt, als er zwar Eingriffe während der Niederschrift ablehnte, aber nach deren Abschluss sogar weitgehende Veränderungen zuließ. Als der Rowohlt-Verlag 1950 das Manuskript, das damals noch vorhandene Typoskript und die Romanfassung miteinander verglich, um zu entscheiden, ob die früheren redaktionellen Eingriffe vielleicht rückgängig gemacht werden sollten, entschied er sich, wie einer kürzlich aufgefundenen Aktennotiz zu entnehmen ist, das Buch in der Fassung von 1932 nachzudrucken (Michael Töteberg berichtet darüber im Fallada-Jahrbuch 7, das soeben erschienen ist). Und das, obwohl den damaligen Entscheidungsträgern klar war, dass Manuskript und Typoskript deutlich umfangreicher waren, als der gedruckte Roman.

Eine zumindest wirtschaftlich gesehen kluge Entscheidung, verkaufte Rowohlt den ersten Band der neuen Taschenbuchreihe *rororo* bis heute in einer Auflage von fast 1 Million Exemplaren. Und das obwohl seit Jahren konkurrierende Ausgaben, eben nicht nur in der DDR auf dem Markt waren.

Auf rund 60 Manuskriptseiten, also etwa ein Sechstel des Ursprungsumfangs, schätzte der Aufbau-Lektor und Fallada-Herausgeber Günter Caspar die Kürzungen, die der Roman bis zur Publikation erdulden musste. Carsten Gansel, der zu dem nun im Aufbau-Verlag erschienenen Druck des Manuskripts ein umfangreiches Nachwort beigesteuert hat, gibt sogar einen Umfang von 100 Seiten an, um den das Manuskript gekürzt worden sei, d.h. um mehr als ein Viertel.

Die Eingriffe in das Manuskript sind also umfangreich, sie umfassen nicht nur kleinformatige Streichungen oder redaktionelle Änderungen auf beinahe jeder Seite, wie Gansel betont, sondern sie betreffen auch ganze Abschnitte oder Kapitel.

Um den Charakter dieser Eingriffe wird es angesichts der nunmehrigen Veröffentlichung des Manuskripts des *Kleinen Mann* naheliegender Streit geben. Bereits Caspar hatte darauf verwiesen, dass die Lektoren anscheinend politisch strittige Passagen gestrichen hätten.

Er betonte aber auch, dass der Roman im Manuskript stilistische Schwächen gehabt habe und nicht wirklich durchgearbeitet gewesen sei. Offensichtlich ist es demnach dem Verlag darum gegangen, den Text nicht nur gründlich stilistisch zu lektorieren, sondern ihn auch massenkompatibler zu machen. So gesehen war vor allem der Verlag für das Experiment Erfolgsroman federführend. Man mag also nicht recht glauben, dass die neuen Mehrheitseigner nicht doch aktiv in die Verlagsarbeit eingegriffen haben, wie in der Erinnerungsliteratur zum Rowohlt-Verlag in der Krise immer wieder betont wird.

Für Carsten Gansel sind weder die Streichungen bei der Fertigstellung des Romans noch die Entscheidung des Rowohlt-Verlags 1950, die gekürzte Fassung von 1932 wieder aufzunehmen, nachvollziehbar. Von einem strukturierten Lektorat, also von „Straffungen, die dem Buch zugutekommen“, könne keine Rede sein, das Buch sei von politisch, kulturell und vor allem sexuell potentiell missliebigen Stellen gesäubert worden: „Die Streichungen aus dem Original betreffen das Lokalkolorit der auslaufenden zwanziger und beginnenden dreißiger Jahre in der Metropole Berlin und das dortige Nachtleben.“ Beschreibungen von verschiedenen „subkulturellen Milieus“ seien ebenso gestrichen worden wie „erotische Anspielungen“ oder „differenzierte politische Positionierungen der Figuren“ (S. 489). Gansel fasst die Streichungen in drei thematische Gruppen zusammen: Sie betreffen Figuren und Figurencharakterisierungen, politisch kontroverse Themen und lebensweltliche wie kulturelle Bereiche.

Das ist, wenn man Gansel richtig versteht, im Vorabdruck noch stärker als im Buch, was aber kaum wundern kann, da der Ullstein-Verlag große Erfahrung darin besaß, politisch, kulturell und lebensweltlich massenkompatible Publikationen zu konzipieren. Und wie es scheint, hat der zuständige Ullstein-Lektor, Max Krell, immer dann den Rotstift eingesetzt, wenn Fallada zu freizügig geworden war („im Interesse der höheren Töchter“, wie Fallada in einem Brief schreibt). Was einem

heutigen Lektor wohl kaum passieren würde. Eine Lektüre der neuen Ausgabe macht allerdings deutlich, dass es 1932 gute Gründe gab, das Manuskript zu überarbeiten und auch zu kürzen. Folgt man der editorischen Schlussbemerkung, sind die Eingriffe der Editoren der Manuskriptaussgabe von 2016 geringfügig. Der Text wurde auf die neue Rechtschreibung umgestellt, Unregelmäßigkeiten wurden vereinheitlicht, Namen ausgeschrieben oder Schreibweisen angeglichen, offensichtliche Versehen wurden korrigiert. Zwar gibt es dazu keine Nachweise, aber der Aufbau Verlag wollte ja wohl ausdrücklich eine Leseausgabe des Manuskripts und keine kritische Ausgabe des Romans.

Aber auch wenn die Streichungen der Buchausgabe nicht gekennzeichnet sind, lässt sich eine Reihe von ihnen hinreichend gut nachvollziehen. Gansel weist zudem auf einige von ihnen ausdrücklich hin. Zu den Streichungen gehört die Reminiszenz an eine Robinsonade des jungen Pinneberg. Hinzu kommt der Ausflug, den Pinnebergs gemeinsam mit dem Lebensgefährten der Mutter Pinnebergs, Jachmann, ins Berliner Nachtleben unternehmen – ein Glück, dass der Murkel den Abend bereits durchschläft. Die offenenherzigen Auskünfte über das Sexualleben der Eheleute Pinneberg sind deutlich zusammengestrichen worden. Außerdem fehlt eine Reihe von politischen Diskussionen oder Positionierungen.

Ohne Zweifel ist der Verlust der gestrichenen Passagen bedauerndswert, weil sie – vor allem wo sie ganze Passagen oder Kapitel betreffen – den Blick auf die Kultur der Weimarer Republik hätten vertiefen können. Die Nazis kommen noch schlechter weg als im 1932 publizierten Text, der Antisemitismus der Figuren und hier vor allem Lämmchens wird brüchiger. Der Blick ins proletarische Milieu ist allerdings leider nicht wesentlich weiter geführt als bislang. Pinneberg, der in Berlin aufgewachsen ist, wirkt deutlich weniger verloren, sondern zeigt sich stärker als Kind der modernen Metropole Berlin. Insgesamt ist das Bild freizügiger, der Umgang mit Sexuali-

tät ist von großer Offenheit und Selbstverständlichkeit. Selbst Prostitution ist normaler und selbstverständlicher. Die Mutter Pinnebergs und Jachmann werden sehr viel stärker ins subkulturelle urbane Milieu eingebunden als vorher erkennbar. Aus Andeutungen werden Gewissheiten: Mutter Jachmann, eine ehemalige Bardame, organisiert eine Art frühen Escort-Service, Jachmann ist ein professioneller Spieler, der auch zu betrügen weiß und dafür auch in den Knast geht. Pinnebergs Herkunft ist mit einem Mal, sagen wir, zwielichtig.

All das sind großartige Schilderungen, die man nicht missen möchte – allerdings eben nicht in diesem Roman sehen muss. Denn gegen Gansels Behauptung, die Streichungen und Überarbeitungen hätten nicht zur Straffung des Textes beigetragen, ist genau das offensichtlich. Zwar ist einzuräumen, dass Falladas Text gerade wegen seiner relativen politischen und lebensweltlichen Unbestimmtheit derart erfolgreich sein konnte. Aber er ist zugleich in dieser unbestimmteren Form symptomatisch und exemplarisch. So ist die Positionierung der Mutter Pinnebergs im Unterhaltungsmilieu Berlin bezeichnend. Dass sie an Bestimmtheit in der Fassung von 1932 verloren hat, verweist darauf, dass eine solche Herkunft nicht eben mehrheitsfähig und leicht übertragbar gewesen wäre.

Auch der große Ausflug ins Nachtleben – für den sich Pinnebergs von Jachmann aushalten lassen müssen – ist eher ornamental als passend: Die jungen Eheleute können sich so etwas nicht leisten, sie gehören eher vor das Schaufenster der frequentierten Nachtlokale als an seine Tische platziert. Sie staunen nicht minder über den Trubel, in dem sich Jachmann offensichtlich hervorragend zu bewegen weiß, als heutige Leser.

Zweifellos wird man über Streichungen streiten können, und das Experiment, welches Ergebnis ein erneutes Lektorat des Manuskripts ergeben würde, die auf Straffung und Fokussierung setzt, wird man nicht beginnen wollen.

Dennoch macht das Ergebnis der damaligen

Bemühungen einen geschlosseneren und konzentrierteren Eindruck als die nun publizierte Manuskriptfassung. Denn gestrichen wurden vor allem Passagen, die von dem eigentlichen Thema des Romans ablenken, dem Niedergang Pinnebergs. Der Roman handelt vor allem von der Entmachtung des patriarchalischen Konzepts, von der Abkehr von der Suprematie des Mannes, von seinem ökonomischen und persönlichen Scheitern. Dass dies am Vorabend der Machtübernahme durch ein chauvinistisches Regime seine besondere Bedeutung erhält, muss man wohl kaum betonen. In diesem Kontext aber hätten die meisten der Streichungen gestört oder wären nicht zuträglich gewesen. Insofern ist Gansels Attest entschieden zu widersprechen. Das macht die nun erschienene Fassung nicht nutzlos – das Manuskript in eine allgemein verfügbare Form gebracht zu haben, ist eine in höchsten Tönen zu lobende Arbeit –, aber sie kann (oder sie sollte) den Text, wie er seit knapp 85 Jahre kursiert, nicht wirklich verdrängen. Denn so sehr diese Fassung auch in ihren bislang unbekanntem Teilen das Bild der Weimarer Republik erweitern kann, so sehr verstellt sie den Blick auf den Kern des Romans. Wer also den Roman Falladas lesen will, wird sich an die Fassung von 1932 halten müssen und nicht an die Manuskriptfassung. Beide in Zusammenhang zu bringen, wie dies eine kritische Edition getan hätte, wird wohl künftig jedem einzelnen Leser vorbehalten bleiben, was aufschlussreich sein kann, aber eben auch mühsam.

Die neue Fassung ist mithin keine Sensation, so sehr sich der Verfasser des Nachworts und auch der Verlag bemühen. Und Gansel wäre gut dabei beraten gewesen, zurückhaltender zu bleiben. Das betrifft vor allem die merkwürdige Koinzidenz, die Gansel mit seinen einleitenden Bemerkungen zu den Glücksfällen bei Textfunden und dem Auffinden des Manuskripts vom *Kleinen Mann* herstellt. Immerhin lässt sie vermuten, dass auch der Fund dieses Manuskripts ein Glücksfall gewesen ist: Das „zum Glück im Fallada-Archiv aufgefundene() handschriftliche() Original“?

Nun wusste jeder, der es wissen wollte, dass das Manuskript wenigstens in Kopie in Carwitz (das Original liegt mittlerweile in Neubrandenburg) in jenem wunderbaren, so entlegen liegenden Wohnhaus Falladas lagert, das heute das Fallada-Archiv und ein Museum beherbergt. Da musste niemand suchen und niemand Glück haben. Also keine Sensation, sondern nur ein Sensationchen.

Was eben auch bedeutet, dass es ein großes Glück ist, dass das Manuskript noch existiert, und es sehr bedauerlich ist, dass das Typoskript, das dem Rowohlt-Verlag 1950 noch zur Verfügung stand, heute leider verschollen ist.

Wesentlich angemessener erscheint denn auch die Zurückhaltung, wie sie die beiden eigentlichen Textbearbeiter, Mike Porath und Nele Holdack, praktizieren. In ihren Hinweisen zur Edition räumen sie immerhin ein, dass die „aufgehobenen Streichungen“ den Roman „nicht grundlegend“ verändert hätten, aber zeigten, „dass Fallada vieles nuancierter abzuwägen und zu schildern vermochte, als das bislang gedruckte Buch vermuten ließ“ (S. 551). Damit wird man ganz gut leben können, auch wenn – wie in vielen anderen Fällen auch – die Veränderung der Textkonstitution den Text, wie er jetzt von Aufbau vorgelegt wird, zum Anachronismus macht. So, wie wir ihn jetzt lesen, hat es ihn vorher nicht gegeben. Sein Zeugnischarakter ist zumindest eingeschränkt. Der Verlag wird mit dieser Fassung hoffentlich erfolgreich sein, er wird vielleicht sogar in Konkurrenz zum Rowohlt-Verlag gehen wollen, der sich nun mal auf die alte Fassung festgelegt hat. Aber es wäre hilfreich, wenn die Fassung, die Hans Fallada mit Grund berühmt gemacht hat, nicht vom Markt verschwinden würde. Sie hat die größere historische Dignität.

Hans Fallada: Kleiner Mann – was nun? Roman. Ungekürzte Neuauflage mit einem Nachwort von Carsten Gansel. Textfassung Mike Porath und Nele Holdack. Berlin: Aufbau 2016. 557 Seiten. Euro 22,95.

Walter Delabar